

Europas

schöner

* * * * * OSTEN

Entdecken Sie mit uns Städte und Regionen, die noch etwas abseits liegen – und die doch leicht zu erreichen sind. Das slowenische Soca-Tal (S. 46) etwa oder Bratislava in der Slowakei (S. 47). Den Strand von Jurmala, Lettland (S. 48), Masuren in Polen (S. 50) oder das rumänische Siebenbürgen (S. 52). Unsere Autoren haben fünf interessante Ziele in den neuen Staaten der EU bereist

Die Soča, ein Naturjuwel Sloweniens, schillert in allen Wasserfarben. Die Kanufahrer gleiten durch ihr smaragdnes Grün, der Geländereiter rastet in reinstem Türkis

Slowenien: Soča-Tal Naturerlebnis in den Julischen Alpen

EINE LEKTION IN MAGIE



Ruhig Blut: Der Lipizzaner weidet in der alpinen Kulisse von Pristava Lepena. In dem Hotel-
dorf hoch über dem Soča-Tal gehören Ausritte
auf den slowenischen Rassepferden zum Programm



Ungetrübtes Vergnügen: Im Fahrwasser der Soča bringt Kajaklehrer Uroš Marka (r.) auch Anfängern das Paddeln bei. Den ungeplanten Tauchgang nimmt er





(1)



(2)



(3)



(4)

- (1) Im Trenta-Tal, zwischen den höchsten Gipfeln Sloweniens, nimmt die Soča unterirdisch ihren Anfang
- (2) Aus der Tiefe einer Karstspalte leuchtet die Quelle in psychedelischen Farben
- (3) Der Wanderpfad im Lepena-Tal führte unsere Autorin Katja Trippel in einen Zauberwald
- (4) Satte Weiden und karge Felsen im Triglav-Nationalpark
- (5) Eric Saez führt Fliegenfischer aus ganz Europa zu den besten Fanggründen der Region

„**EGAL WAS PASSIERT**, immer das Paddel festhalten!“ ruft Uroš. Ich **nicke** und gleite, bis zur Taille in mein Kajak verpackt, in die Soča. Mit sanften Hüftschwüngen gleiche ich das nervöse Kippeln aus, setze drei Paddelschläge, drehe zurück ans Ufer. „Okay“, sagt mein Lehrer, „nun die zweite Übung.“ Er packt das Boot an der Spitze, kräftige Hände hat der Kerl, denke ich noch, da macht es Platsch! – und ich trudle, Kopf unten, Kajak oben, im Wasser.

Mein Hirn setzt vor Schreck aus. Himmel, ist das kalt! Nichts wie raus hier! Knie hoch. Spritzdecke aufziehen. Freistrampeln. Wo ist das Paddel? Prustend krabbele ich ans Ufer.

Was war das denn? Uroš guckt mich so lehrerhaft an, wie ein 20-jähriger Kajak-Freak mit Ziegenbärtchen gucken kann. „Das ist effektives Training. Wer einmal im Wasser lag, lernt schneller. Es ist magisch, spürst du das nicht?“

Warme Sonnenstrahlen auf meinem Neoprenanzug spüre ich, und wie das Adrenalin verrauscht. Sehr angenehm. Aber Magie? Erst als mein Boot nach 999 Übungskurven endlich pariert und ich hinter Uroš flussabwärts gleite, öffnen sich meine Sinne: Wie ein nie versiegender Strom Blue Curaçao fließt die Soča um uns herum. Sprudelnd, blubbernd, glucksend, je nach Lichteinfall hellgrün bis türkisblau schimmernd – und doch kristallklar bis auf den Grund ihres Kalkbetts. Jamaica-Feeling im Bergbach. Nie zuvor habe ich solches Wasser gesehen.

Wir paddeln über Stromschnellen, tiefe Pools, durch Schluchten mit hohen, weißen Felswänden. Hinter einer Biege ragt das Kanin-Massiv 2500 Meter in den Himmel. Links schmiegt sich der Bach an eine Steilwand mit krumm gewachsenen Kiefern und Kratzspuren des Gletschers, der das U-förmige Tal vor Millionen Jahren in den Berg geschürft hat. Eine Hängebrücke aus Holz verbindet die Ufer. Schafe grasen unter Trauerweiden. Ein einsamer Fliegenfischer schwingt seine Angel wie ein Lasso durch die Luft.

„Wie wär’s mit einem Drink?“ holt Uroš mich zurück aus der Traumlandschaft, „diesmal freiwillig ...“ Aus der Hand schlürfen wir das Soča-Wasser, es schmeckt wie Evian. Am Ziel bekomme ich sogar eine Art Lob. „Ein Mann wäre auf dieser Strecke sicher drei Mal gekentert. Frauen stellen sich am Anfang viel geschickter an.“ Dann hilft er mir, ganz Gentleman, aus dem nassen Anzug.

Lektion zwei beginnt erst morgen. Ich verschlinge im Gasthaus eine Riesenportion Hirschgulasch, gefolgt von Bovec-kraft, landestypischem Birnen-Walnuss-Strudel, und falle in tiefen Kanutenschlaf. Nach dem Frühstück mache ich mich nebst Begleiter auf den Ursprung des Zaubers zu erkunden – die Soča-Quelle.

Ein 20 Kilometer langer Wanderweg führt uns zu ihr, immer am Wasser entlang. Wir starten an einem Gehöft, windschief klammert es sich an den Hang, ein Stall aus Stein, darüber die Wohnräume und das tiefgezogene Strohdach gegen die Schneemassen im Winter. Bis zum Ausbau des Vršič-Passes war das Tal oft monatelang vom Rest des Landes abgeschnitten – und damit ein Stück weit auch von der Modernität, der Hektik, den Dramen im ehemaligen Tito-Reich. Eine rundliche Frau in Shorts und Gummistiefeln gräbt vor dem Hof einen Kartoffelacker um. Es ist der größte im Tal, erzählt sie stolz. Vom Urgroßvater dort terrassiert, wohin die Sonne am längsten über den Bergkamm scheint; eine Knochenarbeit. Dafür seien ihre Knollen die besten der Welt.

Eine Hängebrücke führt über einen Pool, den das Wildwasser ausgespült hat. „Nicht schaukeln!“ warnt ein Schild – wir tun es auch nur ganz kurz. Lieber beobachten wir die Wirbel im Wasser, das Treiben der Blätter. Am Grund zieht eine Forelle ihre Kreise. Auf die Oberfläche projizieren Sonne und Wolken psychedelische Kringel. Den slowenischen Videokünstler Andrej Zdravič faszinierte das Wasserspiel der Soča so sehr, dass er seine Kamera in den Bachlauf stellte – Strudel und Kaskaden, Gewitterregen, rieselnde Kiesel, Argententeppiche hat er aufgenommen. Eine halbe Wegstunde entfernt, im Trenta-Haus, sprudelt der Film über acht Monitore. Auf der ganzen Welt hat Zdravič dafür Preise gewonnen.

Am Dorfausgang sehen wir, womit die Menschen im Trenta-Tal ihr Geld verdienen, bevor Fremde von ihrem Quell erfuhren: ein Sägewerk, von Wasserkraft angetrieben. Und Schafe, die am Wegesrand mümmeln. Bis heute liefern sie Milch für den berühmten Tolminc-Käse. Außerdem bewahren sie das Tal vor dem Verbüscheln; weniger zum Nutzen der verbliebenen Bauern, mehr für die Touristen, die den Blick auf die Berge genießen. Vom Triglav, dem 2864 Meter hohen „Dreikopf“, der das Landeswappen ziert, entdecken wir bei bestem Willen nur zwei Gipfel. Die Wirtin der Alpenvereinschütte, die uns türkischen Kaffee serviert, verrät: Es gibt auch nur zwei – aber auf der Flagge sehen drei einfach besser aus.

Der letzte Kilometer wird steil und sehr felsig. An Stahlseilen hangeln wir uns neben einem Wasserfall empor. Jenseits der Klippe ist die Soča plötzlich verschwunden. Stattdessen öffnet sich eine kühle, feuchte Karstspalte im Berg. Es zieht uns hinein, wir verstummen: Aus dem Innern leuchtet wie ein riesiger Smaragd die Quelle, still und klar. Kein Grund, keine Spiegelung ist auszumachen. Nur dieses einzigartige, türkisfarbene Soča-Schwimmern. Woher die Farbe, frage ich Uroš, als wir später in die Kajaks klettern. „Magie!“ antwortet er lächelnd. Diesmal glaube ich ihm aufs Wort.

Wir rauschen über die Soča dahin, doch schon im nächsten Pool hält mein Lehrer wieder an. „Zeit, die Eskimorolle zu lernen!“ Seine Hände nähern sich meinem Boot. Ich nehme Reißaus. Ohne mich! Magie hin oder her. ■ KATJA TRIPPEL

> INFOS SIEHE SEITE 46



(5)

Slowakei: Bratislava

Die aufstrebende Stadt an der Donau

METROPOLE, 14 JAHRE JUNG



Spiegel der Geschichte: Burghügel und Martinsdom prägen seit Jahrhunderten die Silhouette. Seit der Unabhängigkeit 1993 blicken die Einwohner der neuen Hauptstadt erwartungsfroh in die Zukunft



(1)



(2)



(3)



(4)

(1) Die strahlende Kellnerin gehört zum Team im Top-Restaurant „Camouflage“ (2) Fünf Ecken hat der gotische Turm der Klarissenkirche, die heute als Konzertsaal dient (3) Schmale Gassen wie die Baštová machen die Altstadt zwangsläufig zur Fußgängerzone (4) Das Lokal auf der Pylonspitze der Neuen Brücke heißt so, wie es aussieht: „U.F.O.“ (5) Extravagante Cocktails für schicke Szene-menschen mixt der Barmann im „Paparazzi“

WRATISSLABURGIUM. Bosan. Braslav. Brezalauspurc. Brezesburg. Bosenburg. Bosonium. Istropolis. Preslawa civitas. Preßburg. Pozsony. Prešporok. Bratislava – 13 Namen für eine Stadt, längst nicht alle. 1200 Jahre Geschichte, geprägt von Kelten, Römern, Hunnen, Goten, Awaren, Roma, Kroaten, Juden, Ruthenen, Ungarn, Tschechen, Deutschen und Slowaken. Aus Nacheinander wurde Neben- und schließlich Miteinander. Multikulti unter dem Hut der k.u.k.-Monarchie, Gegensätze ohne Konflikte, heute fast ein Wunder.

„Im alten Preßburg,“ sagt wehmütig Professor Otto Sobeck, Regionalvorsitzender des Karpatendeutschen Vereins, „sprach man morgens auf dem Markt slowakisch, mittags im Kaffeehaus ungarisch und abends beim Heurigen deutsch.“ Er selbst wuchs mehrsprachig auf, ohne groß darüber nachzudenken. Mit drei Sprachen schmückt sich auch die Fassade der alten Salvator-Apotheke in der Panská-Straße am St. Martins-Dom. Der Name Preßburg ging 1919 mit der Donaumonarchie unter und ist heute nur noch ein sentimentaler Begriff.

Zurück blieb die Landschaft der Erinnerung – und die Altstadt, die diagonal gerade mal 600 Meter misst. Sie überlebte Krieg und Zerstörung und – mit ein paar Wunden – auch den Verfall im Sozialismus, rettete sich aus dem Alltagsgrau in die bunten Farben der Vergangenheit und strahlt wieder, als wäre nichts gewesen – k.u.k.-Herrlichkeit, fast Wiener Vorstadt, denn bis dort sind es nur 65 Kilometer donauaufwärts.

Aber Bratislava ist nicht mehr Preßburg selig, sondern Hauptstadt einer 14 Jahre jungen Nation. Älter ist auch das Bäumchen auf dem Primatialplatz nicht, das an den 1. Januar 1993 erinnert, den Tag der Trennung von Tschechien. Jung sind die Menschen in den Straßen, drei Universitäten hat die Stadt. Und stolz auf die Eigenständigkeit, sie haben den Übervater von nebenan abgeschüttelt.

„Es geht den Slowaken nicht so gut, wie sie hofften“, hatte ein Prager Freund nach der gescheiterten Staaten-Ehe gesagt. „Aber auch nicht so schlecht, wie wir dachten.“ Derartige Herablassung wurmt. Immer Provinz gewesen, erst im Kaiserreich, dann in der Tschechoslowakei. Aber hat nicht der Preßburger Wolfgang von Kempelen 1770 den berühmten Schachautomaten erfunden, von dem eine Kopie im Café Roland am Hauptplatz steht? Komponierte nicht Beethoven die Klaviersonate Es Dur Opus 7 und das Klavierkonzert in C-Dur Opus 15 für die schöne Preßburger Fürstin Babette Odescalchi? Ist nicht das berühmte Foto vom Prager Frühling, mit dem Patrioten, der den russischen Panzern die blanke Brust darbietet, in diesen Straßen aufgenommen?

Michael genießt das Gefühl, in einer richtigen Hauptstadt zu leben. Die deutsche Vergangenheit der Stadt ist für den jungen Studenten so weit weg wie der Mond. „Die Deutschen haben damals Fehler gemacht“, sagt er, „das war eine andere Zeit.“

In jener anderen Zeit wurden die Mehrzahl der 15 000 Juden deportiert, die meist im deutschen Bürgertum zu Hause waren. Dem romantischen jüdischen Viertel gaben die Sozialisten mit der Stadtautobahn den Rest. Eine Schneise wurde zwischen Burg und Altstadt geschlagen, 600 denkmalgeschützte Häuser fielen dem Prestigeprojekt zum Opfer, auch die Synagoge. Nur auf den Fotos im kleinen Jüdischen Museum sieht man Schneidermeister und Uhrmacher aus ihren Läden blicken, ein versunkenes Atlantis wie das Arme-Leute-Viertel Zuckermandel, von dem nur noch ein paar Häuser existieren.

Gerade mal 1300 Deutsche leben noch in einer Stadt, die 1910 zu 40 Prozent deutschsprachig war. „Kann sein, das Deutschtum verschwindet ganz“, sagt Professor Sobeck. Der Karpatendeutsche Verein ist überaltert. „Ich bin mit 77 noch einer von den Jüngeren.“ Immerhin, eine kleine Sensation: Die slowakische Regierung hat die Vertreibungen von 1945 bedauert. Eine Tafel am Museum erinnert an die „karpatendeutschen Mitbürger, die gezwungen waren, die Slowakei – ihre Heimat seit 800 Jahren – zu verlassen.“ Undenkbar eine solche Geste der Versöhnung in Polen.

Bratislava ist europahungrig. Ganz andere Deutsche kommen jetzt, Hoechst, heute Sanofi-Aventis, produziert Arzneimittel, VW baut Touareg und Polo, Audi den Q7. Die Firmen loben die Quali-



(5)

fikation der Arbeiter und zahlen ein Viertel mehr als den Durchschnittslohn von 20.000 Kronen, rund 590 Euro. Die Arbeitslosigkeit liegt bei traumhaften drei Prozent, weil westliche Investoren herbeiströmen: Siemens, IBM, Dell, Hewlett-Packard, BASF, Samsung und das koreanische Autowerk KIA. Schon hat es Bratislava auf Platz 48 der teuersten Städte der Welt geschafft, gleich hinter Toronto. Zwischen den Barockfassaden macht sich rasend schnell das *global village* breit, mit schicken Menschen in funkelnden Szenelokalen.

Bratislava versucht den Spagat zwischen Tradition und Moderne. Vergessen wir für einen Moment Pizza und Pasta der Cocktailgesellschaft. Genießen wir Apfelstrudel, Powidlbücheln und Mohntorte im k.u.k.-Kaffee Mayer, essen wir wie einst in der Donaumonarchie Sauerkraut und Knödel aus Böhmen oder Pörkölt und Paprika aus Ungarn und heben das Glas mit einem weißen Riesling oder einem roten Frankovka aus den Weinbergen der Kleinen Karpaten am Stadtrand.

Nachts, wenn die letzten Restaurants schließen und niemand mehr durch die Gassen schlendert, kommt die alte Stadt zum Vorschein, mit ihren Winkeln und Passagen, Türmchen und Erkern. Dann schlägt die Fantasie eine Brücke in die Vergangenheit. Preßburg, heute Bratislava, will zeigen, wie schön Europas Städte einst gewesen sind, lange vor unserer Zeit. ■ WOLF THIEME

> INFOS SIEHE SEITE 47

STRANDGANG

SPÄTER NACHMITTAG. Die Ostsee liegt nahezu regungslos da. Es ist fast still, nur ein paar Krähen zanken sich am Ufer um ihr Terrain. Die Septembersonne färbt den feinen Sand golden. Der Strand ist menschenleer bis auf den dürren Greis: Er steht am Fuß der haushohen Düne, die dicht mit Kiefern bewachsen ist. Seine Badehose reicht von der Kniekehle bis zur Achselhöhle, die Arme hält er ausgestreckt, als wolle er das Meer wegschieben. Er wirft ein Bein, hoch wie ein Las-Vegas-Showgirl. „Ha!“ ruft er, während er federnd im Ausfallschritt landet. Die Unterarme bewegen sich wie Propeller, schrauben ihn zurück in die Ausgangsposition, die Gymnastikübung beginnt von vorn.

Urlaub im Dienst der Gesundheit. Seit dem 19. Jahrhundert ist Jūrmala auf der Halbinsel vor Rīga ein beliebtes Seebad. Jūrmala bedeutet „Küste“; der Strand ist etwa 40 Meter breit und mit über 30 Kilometern der längste im Baltikum. Zur Zarenzeit badeten Adelige im flachen, warmen Meer und im Schlamm aus dem nahen Moor von Kemerī. Russische Offiziere sammelten neue Kräfte, nachdem das Heer 1812 Napoleons Truppen besiegt hatte. Bis zum ersten Weltkrieg stärkten Intellektuelle und Künstler, viele aus Deutschland, den Körper dem Geist zuliebe. Zur Sowjetzeit kurten verdiente Genossen. Deren Erbe: ein Dutzend düstere Betonburgen, Sanatorien. Auch nach Lettlands Unabhängigkeit, 1991, sind die meisten weiter in Betrieb. Wenige haben sich in Luxus-Spa-Hotels verwandelt. Einige verrotten als ausgehöhlte Kadaver, gut verborgen im Kieferndickicht.

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hinterließ dagegen Architekturjuwelen: majestätische Kliniken, die wie Schlösser über dem Strand thronen; pastellfarbene Holzvillen mit Türmchen und Erkern, Traufen und Giebeln, deren Schnitzornamente aussehen wie komplizierte Häkelmuster. 428 von mehr als 4000 historischen Gebäude gelten als Architekturdenkmale, sie säumen die Straßen, ducken sich mit rostigen Blechdächern unter den Wipfeln, verstecken sich hinter roten Armeen aus Dahlien und Gladiolen. Immer mehr posieren herausgeputzt neben blitzenden Geländewagen. Die Jugendstilresidenzen sind begehrte Statussymbole der Ostmillionäre. Auch Staatspräsidentin Vaira Vīķe-Freiberga besitzt im Stadtteil Dubulti eine Datscha. Sie kosten bis zu 6000 Euro pro Quadratmeter – Metropolenpreise. Nur an wenigen Stellen feiert der neue Reichtum hemmungslose Kitsch- und Prunkorgien: Behörden genehmigen so gut wie nie Neubauten, Architektur und Wald sind gesetzlich geschützt.

125 000 Übernachtungen registrierte man 2006, bei 55 000 Einwohnern. Die meisten Sommerfrischler reisen aus den baltischen Nachbarländern, aus Russland und Skandinavien an und geben sich mit Drei-Sterne-Komfort und weniger zufrieden. Von

Juni bis August verwandeln sie Jūrmala, vor allem den Stadtteil Majori, in einen lärmenden Jahrmarkt. Im September ist der Spuk vorüber. Der Wald, der nach Pilzen duftet, und das Meer, dessen Wasserqualität der EU-Anforderung für die „Blaue Flagge“ genügt, gehören den Nachzüglern: Individualisten und Exzentriker.

Der Strandspaziergang zwischen den Vierteln Vaivari und Dubulti dauert gut zwei Stunden, skurrile Begegnungen sind an der Tagesordnung: Zunächst der Greis, der so geschmeidig die Beine wirft. Dann ein Hillary-Clinton-Double im burgunderfarbenen Kostüm. Sie hält Aktentasche und Pumps in der Hand und stakst mit ernster Miene durch die Algen. Zwei Damen mit üppigen Körpern stehen bis zu den Knien im Wasser. Sie tragen weiße Badekappen, weite Baumwollunterhosen und enge Spitzen-BHs, recken die zerknitterten Gesichter der Sonne entgegen und saugen an Zigaretten. Kessler-Zwillinge in pinkfarbenen Ballonseidenanzügen joggen im Gleichschritt vorüber. Ein potenzieller Tour-de-France-Teilnehmer strampelt wild gegen den zahmen Wind an. Mary Poppins mit Dutt, dunklem Rock und weißer Bluse benutzt ein ausrangiertes Handballtor als Hantel: hebt das Gestell an, setzt es ab, hebt es an, setzt es ab. Heidi Klum im Designermini, mit Sandaletten, deren Absätze tiefe Löcher in den Sand bohren, schiebt einen Kinderwagen und zwitschert in ihr Handy.

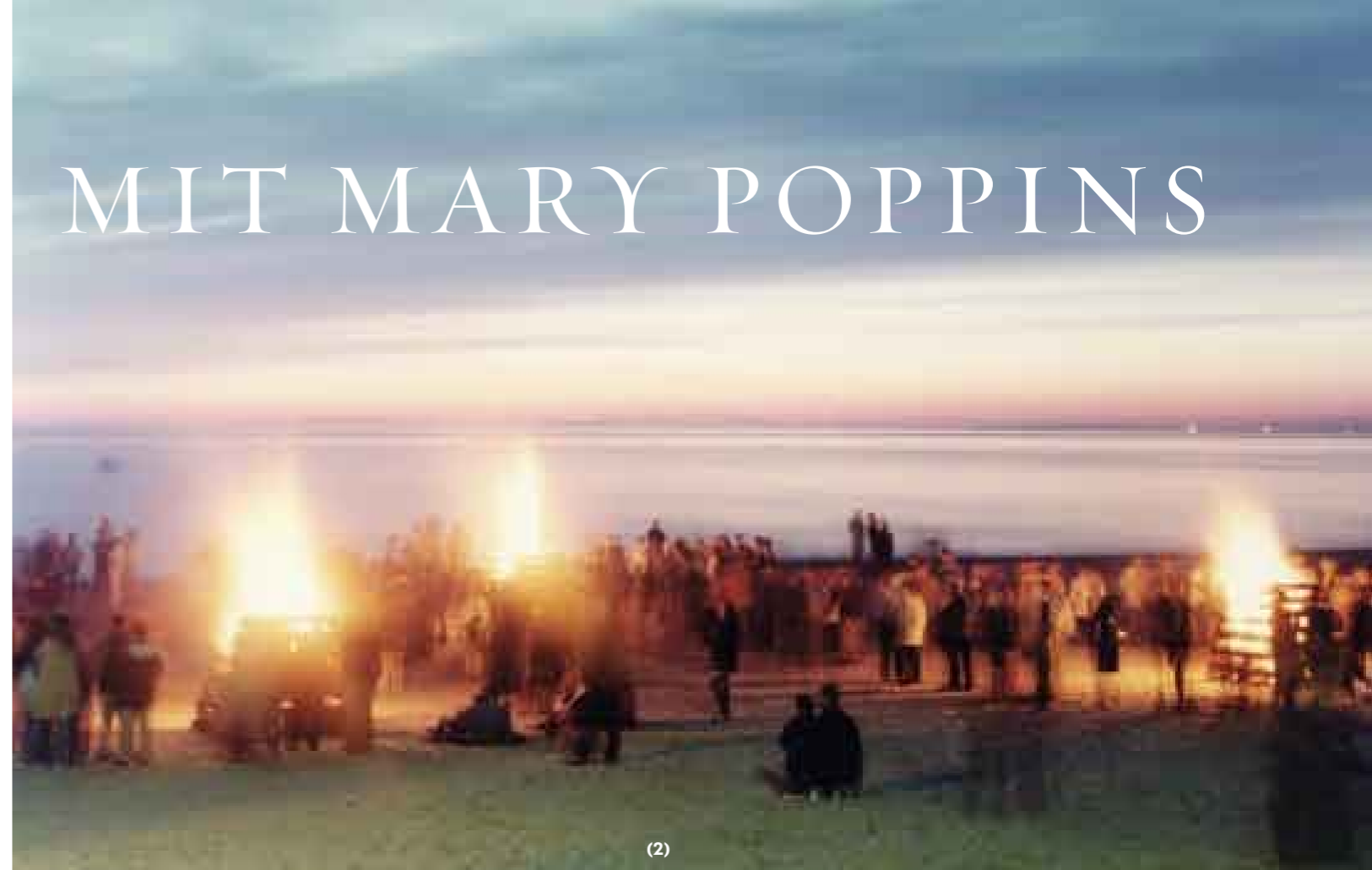
Dinnerzeit. Majoris Flaniermeile Jomas iela gehört Frank Sinatra, Carla Bruni, russischen und indischen Folklorebands, Mariah Carey und Julio Iglesias: So vertreiben Restaurants, Boutiquen und Souvenirshops die Stille, die der Spätsommer bringt. Katzen streichen um die Beine unbesetzter Stühle. Einheimische mit müden Gesichtern schleppen Lebensmitteltüten und würdigen die Elche aus Flusskieseln, die Bernsteinketten und Postkarten in den Auslagen keines Blickes. Verstreute Touristen, die davor stehen bleiben, sind Attraktionen.

Schlafenszeit, gegen zehn. Julio Iglesias und Nebengruppen sind verstummt, Hotels haben die letzten Nachtwanderer verschluckt. „Ich bin Christoph Columbus!“ stellt sich der Mann im Lift des Hotel Jūrmala Spa vor, das mit elf Etagen Majoris Holzhäuschen und Kiefern überragt. „Ich entdecke gerade eine Neue Welt!“ Das graue Haar steht als wirrer Kranz ab, der weiße Frottier-Bademantel legt die hummerrote Brust frei. Er kommt aus Jerusalem, ein Arzt im Urlaub, der soeben ein Schlammbad hinter sich hat. Nichts, gar nichts verstehe er von dem, was die Menschen hier machten und wovon sie redeten: „Jūrmala ist eins ehr exotischer Ort. Und ich liebe es!“ Er wirft die Arme hoch und verlässt die Kabine wie Rocky den Ring. ■ PETRA MIKUTTA

> INFOS SIEHE SEITE 48



(1)



(2)



(3)



(4)

(1) Der Laden im Erdgeschoss des filigranen Holzhauses verkauft „Elegante Kleider“ für Jūrmala Damenwelt (2) Zum traditionellen Fest der Sommersonnenwende im Juni erhellen Lagerfeuer am Strand die ohnehin weiße Mittsommernacht (3) Rund um die Fischerhütten des Freilichtmuseums im Stadtteil Lielupe grünt und blüht die Natur (4) Die schicke Villa ist ein traditionsreiches Original: 1916 als Badeanstalt gebaut, diente sie später als Poliklinik und ist heute private Sommerresidenz an Majoris makellosem Strand

EINTAUCHEN IN DIE IDYL-



„Masurens reine Seele“ wird die Krutynia genannt. Paddler lieben den schönsten Fluss der Region, Radwege verlaufen an seinen Ufern, an der Badestelle bei Wojnowo vergnügt sich die Dorfjugend



Still und schön – wie Bilder aus längst vergangenen Tagen: Der Mond ist über dem Taity-See aufgegangen, im Morgendunst werfen Angler ihre Ruten aus





(1)



(2)



(3)



(4)

(1) Blumenduft in der Nase, kein Auto in Sicht. Die Dorfstraße von Gałkowo in der Johannsburger Heide gehört den Radfahrern (2) Im Wirtshaus „Oberza Pod Psem“ sind die Gästezimmer so liebevoll ausgestattet wie das Heimatmuseum (3) Abends verebbt der Trubel im Hafen von Mikołajki (4) Das touristische Herz Masurens, Mikołajki, liegt idyllisch am Ufer des gleichnamigen Sees (5) Langsame Fahrt voraus: mit dem Paddelboot im Tempo der Krutynia

DIE SPÄTEN SONNENSTRAHLEN, die ihren Weg nun durch die lichter werdenden Zweige finden, bedeuten: Der Wald hat ein Ende, vielleicht schon hinter der nächsten Kurve. Wie immer dauert es länger als erwartet, diesmal, weil sich das Vorderrad tief eingräbt in den sandigen Weg und mich zum Absteigen zwingt. Also gut, erstmal tief durchatmen. Himmel, tut die Luft hier gut.

Die letzte, schwer lesbare Markierung des Weges liegt weit zurück, ich habe mich verfahren, möglicherweise; der Forst ist riesig. Ein paar Kilometer südlich beginnt die Puszcza Piska, die Johannsburger Heide, mit 1000 Quadratkilometern Fläche das größte geschlossene Waldgebiet in Masuren. Es ist sehr still um mich, nur leise raschelt das Laub im Wind. Ein unschätzbare Vorteil für den Radfahrer: herannahende Autos hört man kilometerweit.

Ich schiebe das Fahrrad durch den Sand und übe mich in Gelassenheit. Es ist der dritte Tag meiner Tour, ich habe schnell gelernt, dass die liebliche Landschaft Nordpolens kein Ort für aufgeregten Vorwärtsdrang und eifrige Rekordversuche ist. Dafür schenkt sie Momente, die ich in mentaler Zeitlupe genießen möchte – wenn der Wald den Blick freigibt auf Wiesen über Wiesen, in sanfte Wellen gelegt und von kräftigen Baumketten durchzogen. In die Senken ducken sich einsame Höfe mit roten Ziegeldächern – komplementäre Farbtupfer im weiten Grün. Auf den Giebeln Storchennester, wie für Hobbymaler arrangiert. In der Ferne funkelt das Wasser eines Sees. Es gibt so viele davon im Gebiet der Masurischen Seenplatte, zwischen Pisz und Giżycko, zwischen Mragowo und Orzysz, dass ich es aufgegeben habe, herauszufinden wo ein Gewässer in das andere fließt und welches Ufer sich hinter den dichten Schilfrändern versteckt.

Mit der Suche nach dem richtigen Weg habe ich genug zu tun. Oder damit, die Suche endlich aufzugeben. Um intensiver zu genießen, dass es wenig Spektakuläres zu finden gibt. Was die Reiseführer als sehenswert auszeichnen, ist in seiner aufrichtigen Bescheidenheit bisweilen so anrührend wie die pittoreske Landschaft. In Kadzidłowo träumen ein paar vereinzelte Holzhäuser mit ihren Besitzern von vergangenen Zeiten. Ein Ehepaar aus Breslau hat sich in die abgeschiedene Gegend verliebt und wollte dort Hirsche züchten. Die Tiere liefen fort, das Paar blieb. Als immer mehr Leute an ihrer Tür nach einem Wirtshaus fragten, verkauften sie bald Suppe und Bier. Müden Wanderern vermieteten sie das eigene Schlafgemach. Verfallende Höfe aus der Umgebung haben sie Balken für Balken abgetragen, restauriert und auf ihrem eigenen Grund wieder aufgebaut. Liebevoll ausgestattet mit alten Möbeln wurde ein Heimatmuseum daraus.

Die improvisierte Suppenküche von einst heißt heute „Oberza Pod Psem“, Wirtshaus zum Hund. Wer dort am derben Holztisch im Esszimmer einen Teller Piroggen oder auch nur Schmalz auf selbstgebackenem Brot verspeist, will eine ganze Weile kein Fahrrad mehr sehen. An der Eingangstür steht auf einem Schild geschrieben: „Wir haben keine Zeit für Leute, die keine Zeit haben.“

Masuren fühlt sich in den besten Momenten an wie eine Märchenstunde auf den Knien der längst verstorbenen Großmutter, wie eine verklärte Erinnerung an die eigene Kindheit. Und sei es nur, weil man schon lange nicht mehr mit dem Fahrrad durch den Wald zum See gefahren ist, ohne von Erwachsenen in kreischend bunter Sportkleidung überholt zu werden.

In einem der Weiler, wo Blumengärten vor Backsteinhäusern mit wild geschmückten Mariensäulen am Weg konkurrieren, begegnet mir ein anderer Radler. Der alte Mann tritt in die Pedalen eines rostigen Minirades, im Korbsitz am Lenker thront ein kleiner Junge. Sie fahren noch langsamer als ich und blicken mir nach, als sei mein Trekking-Rad mit Zwölfgang-Schaltung ein Raumschiff.

Die Zeichen der Zeit brechen umso brutaler auch in die Welt des Radreisenden ein: Auf der kleinen Straße ins Dörfchen Zgon, wo noch so viele alte masurische Holzhäuser stehen, donnern die Lastwagen im Minutentakt an mir vorbei. „Wolne Pokoje“ – Zimmer frei – steht an einem der Häuschen mit weiß verzierten Fensterrahmen. Eine junge Frau öffnet seufzend die Tür. Zimmer wolle hier keiner mehr mieten, direkt an der Straße bei dem Verkehr, so erzählt sie. Früher war Zgon ein Ferientreff polnischer Künstler



(5)

und Intellektueller, in diesem Haus wurden fröhliche Feste gefeiert. Es gehörte ihrer Großmutter, nun ist sie die einzige, die noch darin wohnt. Seit dem EU-Beitritt Polens und Litauens rauscht der Güterverkehr mitten durchs Dorf, fünf Häuser stehen mittlerweile zum Verkauf. Sie führt mich durch die Küche, vorbei an einem Herd mit Holzfeuer, in ihr Schlafzimmer, deutet mit trauriger Miene auf die Mitte des Raumes. Eine große alte Deckenleuchte liegt zerbrochen am Boden. Nachts ist sie abgestürzt, weil bei jedem Laster, der vorbei fährt, das ganze Haus vibriert. Sie zuckt

mit den Schultern, es war ihr letzter Sommer in Zgon, im Herbst will sie nach England wie so viele junge Polen, die in der bröckelnden Postkartenidylle keine Zukunft mehr sehen.

Nur ein paar hundert Meter weit weg von der Durchgangsstraße ist Masuren wieder so, wie sie es im Herzen hoffentlich mit sich tragen wird: ein Seeufer, ein Steg, Einsamkeit; ein Pfad in die Tiefe des Waldes. Der Dichter Ernst Wiechert wohnte als Kind dort in einem Forsthaus, Ende des 19. Jahrhunderts. Auch er ging weg. In seinen Erinnerungen schrieb er: „Weil ich in der Stille anfang, konnte ich dem Lauten nie ganz verfallen. Weil ich als Kind die Wälder schweigen und wachsen sah, konnte ich immer ein stilles Lächeln für das aufgeregte Treiben haben, mit dem die Menschen ihre vergänglichen Häuser bauten.“ ■ MARTINA WIMMER

> INFOS SIEHE SEITE 48

BOOM HINTER DEN BERGEN

DIE AUGEN DES ALTEN MANNES STRAHLEN wie die eines kleinen Jungen, dem man gerade ein großes Geschenk gemacht hat. Seine dünne Stimme sagt: „Ja, ja, ja, bitte, bitte, kommen Sie nur schnell herein“ – dann hört er nicht mehr auf zu reden. Schon ist man mitten drin in Geschichte und Kultur Siebenbürgens, erzählt auf einem Bauernhof in einem alten Sachsenort im Hinterland, wo alte Kirchenburgen über den verschlafenen Orte wachen.

Wie sich die Siebenbürger Sachsen fluchtartig in den Westen aufgemacht haben, berichtet der graubärtige Hans Schaas, und wie das alles veränderte. Die tiefen Lachfalten in seinem Gesicht passen nicht zu den tristen Sätzen: „Alle Dorfbewohner haben uns über Nacht verlassen. Wissen Sie, hier in Reichersdorf lebten bis 1991 über 1000 deutsche Seelen. Heute sind es noch sieben.“ Dann lacht er und fragt: „Ein Schnäppchen?“ Reflexartig sieht man auf die Uhr. Schon sind aus fünf Minuten 60 geworden. „Nur ein kleines Schnäppchen? Es muss ja sein.“ Ja, es muss sein. Und aus den nächsten fünf Minuten wird wieder eine Stunde.

So ist das in Siebenbürgen. Die Reise von Sibiu (Hermannstadt) nach Sighișoara (Schäßburg) gestaltet sich wie eine Schnitzeljagd.

Immer wieder findet sich ein Hinweis, der die nächste Szene öffnet, ein neues Bild einblendet, andere Personen vorstellt. Menschen wie Hans Schaas in Reichersdorf. Siebenbürger wollen nur ein bisschen Zeit, ihre bewegten Lebensgeschichten zu erzählen. Sie verbergen nicht die Freude, wenn man ihnen zuhört und darüber Zeit und Pläne vergisst. Nach Sighișoara kommen wir heute nicht mehr. Aber der Reihe nach.

Schon in Sibiu muss der Neankömmling auf jedem Platz, in jeder Gasse, vor Torbögen und Fassaden stehenbleiben und staunen. Seit die Stadt – gemeinsam mit Luxemburg – von der EU zur Europäischen Kulturhauptstadt 2007 ausgerufen wurde, veränderte sie sich täglich.

Überall wurde renoviert, saniert, abgerissen und neu gebaut. Christian Radu, Chefkoordinator des Projekts, sagt: „Wer die Stadt im Jahr 2004 gesehen hat, erkennt sie heute kaum wieder. Was hier passiert, wird Sibiu für die nächsten 100 Jahre verändern.“ Er stockt, überlegt, fügt energisch hinzu: „Mindestens!“

So läuft man heute nicht durch eine graue rumänische Großstadt, man flaniert durch eine historische Kulisse, die ihren alten Glanz zurückgewonnen hat, und denkt dabei an Regensburg und Mailand. Auf den beiden prachtvollen Plätzen – dem Großen und Kleinen Ring – blitzen die Fassaden über lückenlosem Kopfsteinpflaster. Aus einem Brunnen sprudeln Fontänen. Im Rathaus residiert die neue Touristeninformation und bezeichnet sich stolz als die größte Rumäniens. Zuvor war sie in die kleinen Buchhandlung gegenüber zu finden. In den Cafés sitzen stilvoll gekleidete junge

Menschen bei Eis oder Martini. In der Fußgängerzone reihen sich Geschäfte, Restaurants, Banken und Hotels aneinander. Und in regelmäßigen Abständen stehen gelbe deutsche Telefonzellen am Straßenrand – die Bundesregierung hat mit gebrauchtem Stadtmobiliar ausgeholfen.

Verlassen wir die neue Einkaufsmeile, spazieren wir durch den Astrapark, wo Männer an Steintischen Schach und Backgammon spielen, statten wir dem „Evangelischen Kultur- und Begegnungszentrum Friedrich Teutsch“ einen Besuch ab. Dessen Leiter ist ein deutscher Historiker: Dr. Wolfram Theilemann kam vor sechs Jahren nach Sibiu und ging all die Schritte der Veränderung mit. Auch seine Geschichten dehnen dem Kurzbesuch auf einen ganzen Nachmittag. Er sitzt im Innenhof des Kulturzentrums und sagt: „Sibius Wandel ist leider ein reines Stadtphänomen. Hier möchten Sie ja kaum noch glauben, dass Sie in Rumänien sind.“ Das Umland profitiere kaum von „Sibiu 2007“. Und dort, in den Sachsenortern mit ihren Kirchenburgen, kennt er sich sehr gut aus.

Als die Siebenbürger Sachsen samt Bürgermeister, Pfarrer und anderen Amtsträgern über Nacht ihre Dörfer verließen, zerbrachen die Strukturen. Theilemann hat damals schnell geschaltet und betrieb mit wenigen Mitarbeitern „Feuerwehrarchivistik“, wie

er es nennt: „In einem klapprigen Bus fahren wir hinaus, um aus verlassenen Kirchen Kulturgut einzusammeln.“ Wertvolle Altäre, Figuren, Glocken und Bilder hat er dadurch gerettet. Erstmals werden sie nun im Kulturzentrum gezeigt. Die Ausstellung soll einen Schlusspunkt setzen hinter die Geschichte der Auswanderung der Siebenbürger Sachsen.

Walter Seidner, den alle „Voltaire“ nennen, blieb in Stolzenburg, 15 Kilometer nördlich von seiner Geburtsstadt Sibiu. Mit tausend Büchern und einem Hund lebt er im alten Pfarrhaus unter der zerfallenen

Kirchenburg. Er ist Pfarrer, Philosoph und Schriftsteller, schreibt „heitere Humoresken“. Spricht er über Siebenbürgen, dann von „goethischem Humor“, „novellistischen Pointen“ und von „Haz de necaz“, was soviel bedeutet wie „Ertrage Ungemach mit Heiterkeit“. Immer, wenn wir uns verabschieden wollen, zitiert er ein weiteres Sprichwort, dessen Ursprung er noch erzählen müsse, denn: „Die rumänischen Sprichwörter sind doch der Grund, warum Europa Rumänien braucht.“ Walter Seidner nimmt die Brille ab und zwinkert: „Haz de necaz.“

Auch heute kommen wir also nicht mehr nach Sighișoara. So wie gestern nicht und so wie morgen nicht. Sich dagegen zu wehren, heiße, sich gegen Siebenbürgen zu wehren. Und das wäre ein großer Fehler. Vielleicht ja übermorgen. ■ ANDREAS LESTI

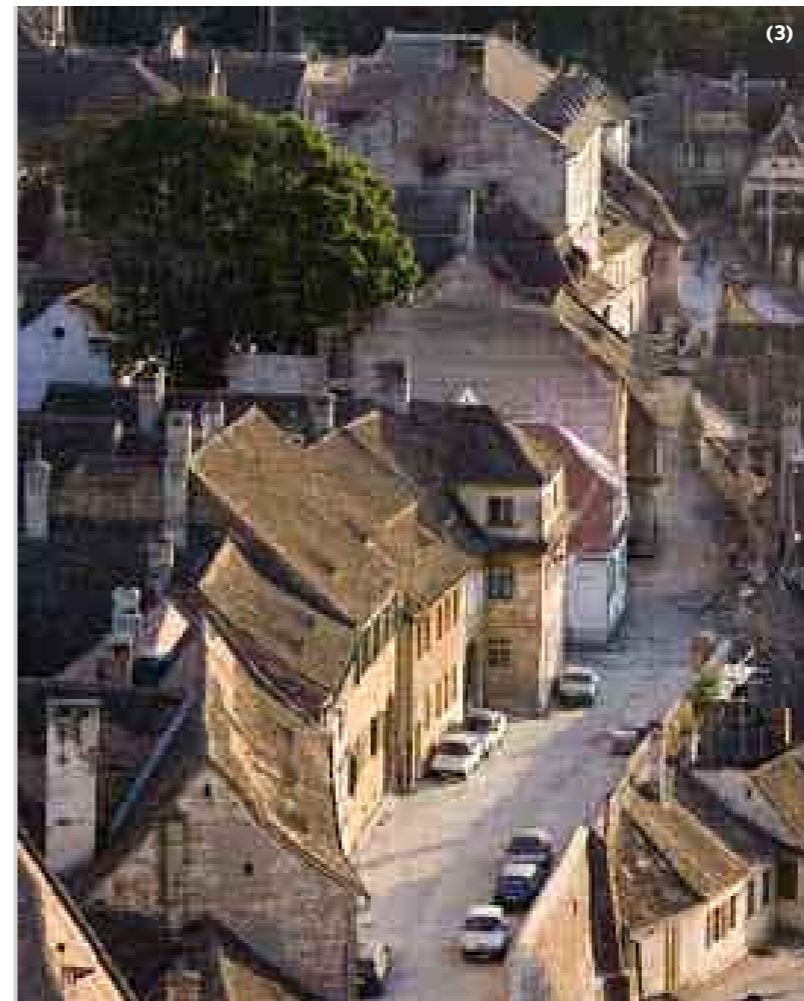
> INFOS SIEHE SEITE 52



(1)



(2)



(3)



(4)

(1) Stadt der Charaktere: In Sibiu leben auch tausende Roma – nur eine von zahlreichen ethnischen Minderheiten (2) Auf Hochglanz poliert präsentieren sich die ehrwürdigen Fassaden, Schmuckstücke am Großen Ring (Piata Mare) sind das Rathaus und die Römisch-Katholischen Kirche aus dem frühen 18. Jahrhundert (3) Aussicht vom Turm der Evangelischen Kirche auf die verwinkelte Altstadt mit ihren Handwerker- und Patrizierhäusern – ein Blick zurück in die Vergangenheit (4) Statt Fastfood: Brot – rumänisch „Paine“ – frisch vom Stand